



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die preußischen Sympathien für Ostfriesland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

rend sie öffentlich wie die eingefleischten Legitimisten mit ihrer Hoftentreue prunkten, hatte in der letzten Zeit die Alleinherrschaft in jenen Vereinen erlangt und scheint auch jetzt noch, soweit möglich, weiter zu wirken. Sie giebt sich die Miene, noch immer auf die Einsetzung des Herzogs zu hoffen, während unter den eigentlichen Legitimisten schon mancher Zweifel laut wird. Gefährlich sind diese Parteien der Regierung durchaus nicht, aber recht unbequem können sie ihr noch werden. Wir erinnern nur an die bevorstehenden Parlamentswahlen. Die neueste Parole lautet „nicht wählen!“ Mag nun dieser Befehl ausgeführt werden oder mag man sich entschließen, Leute des öffentlichen Vertrauens, d. h. beschränkte oder verbitterte Particularisten zu wählen, vielleicht unter Protest, so wird das keinesfalls ein erbauliches Resultat geben. Von den zehn Abgeordneten, die etwa auf Schleswig-Holstein fallen, werden im günstigsten Falle drei preussisch gesinnt sein; die übrigen, nach Abzug von einem oder zwei dänisch Gesinnten, werden „echt schleswig-holsteinische Patrioten“ sein, wie sie die staunende Welt schon auf dem letzten Abgeordnetentag gesehen hat. Die physische Eroberung Schleswig-Holsteins ist vollendet, aber die moralische wird noch sehr viel Mühe machen. Daß sie endlich doch noch gelingen wird, daran zu zweifeln wäre freilich ein Zweifel an Preußens Beruf.

Die preussischen Sympathien in Ostfriesland.

Es ist eine allbekannte Sache, daß in Ostfriesland die Erinnerungen an die Zeit der preussischen Herrschaft niemals ausgestorben sind. Der großdeusch-ultramontane Ostfrieze und Geschichtschreiber Ostfrieslands freilich, Onno Klopp, hat sich viel Mühe gegeben, nachzuweisen, daß es seinem Heimathlande unter dem Scepter der Hohenzollern keineswegs so gut ergangen sei, wie man dort gegenwärtig anzunehmen beliebe. Es kann ja auch sein, daß der Duft der Ferne, der überall herkömmliche Trugschluß von der „guten alten Zeit“ Silber vergoldet hat. In der That, es wäre nichts Besonderes, wenn die tiefgewurzelte Abneigung gegen den Zusammenhang mit Hannover den früher bestehenden Zusammenhang mit Preußen in verklärtem Lichte erscheinen ließe. Die Vergleichung zwischen dem objectiven Werthe zweier Geschichtsepochen taugt an sich ja überhaupt nicht viel. Sie wäre im vorliegenden Falle nur dann von Bedeutung, wenn sie dahin geführt hätte oder führen könnte, die überlieferten preussischen Sympathien Ostfrieslands zu schwächen. Das aber ist Klopps guthannoverischem Eifer nicht gelungen. In Ostfriesland selbst scheint seine Darstellung niemanden bekehrt zu haben; und wer ihr im übrigen Norddeutschland einige Beachtung schenkte, den kann leicht die nachfolgende Ent-

puppung des Verfassers als Preußenfeind von Fach hinterdrein auch an der Loyalität jener Untersuchung irre gemacht haben.

Dem König Georg war die Stimmung Ostfrieslands nicht unbekannt. Wäre er auch nicht überhaupt so viel im Lande umhergefahren, zu dem ausdrücklichen Zwecke sich populär zu machen und die Bande der Unterthanentreue zu vervielfältigen, Ostfriesland hätte er doch schon deswegen näher kennen lernen müssen, weil er jeden Sommer ins Seebad nach Norderney ging, und den Weg über Bremen, dieweil er ihn auf ein bremer Dampfschiff führen mußte, mit charakteristischer Hoffart und Eifersucht für gewöhnlich verschmähte. Bei diesen Durchzügen bot er seine ganze Kraft und alle ihm eigenthümliche Fähigkeit königlich zu wirken, im Großen auf, um die trockene Zurückhaltung der Ostfriesen in einen dem Welfenthume wohlgefälligen Fluß zu bringen. Ostfriesland war die „Perle“ seiner Krone. Treuere Unterthanen hatte er nirgendß. Was er vermiste und wünschte, das sprach er auf diese Weise in gewohnheitsmäßiger Selbstberückung als eine Thatsache aus; und da ihm niemals Einer widersprach, die gedruckte Wahrheit keinen sichern Zugang zu seiner Seele hatte, so mußte er zuletzt wohl an das Echo seiner eigenen tendenziösen Versicherungen glauben.

Seinen Höhepunkt erreichte dieser Welfenschwindel — wie man es ohne Uebertreibung charakterisiren darf — zur Zeit des Jubiläums der funfzigjährigen Vereinigung Ostfrieslands mit Hannover im letzten Winter. Der eigentliche Urheber des Festes, Graf Edgard Knyphausen, wird sich jetzt gestehen müssen, zu der Verblendung des gefallenen Fürsten über sein Verhältniß zum Lande einen nicht unbedeutenden Beitrag geliefert zu haben. Da wurde die Vorsetzung gepriesen, daß sie dem Welfenhause unausbleiblich wieder zuführe, was ihm einmal gehört habe oder zugebacht gewesen sei; ein Trost, dessen Stärke und Nachhaltigkeit nun Gelegenheit haben wird, sich zu erproben! Die Bevölkerung Ostfrieslands aber darf kühnlich sagen, den Schmeichlern und Höflingen in ihrem elenden Gewerbe damals keinerlei Unterstützung gewährt zu haben. Sie blieb kalt und stumm; und hat sich damit ein Recht erworben, von welchem sie ehestens einen hoffentlich erfolgreichen Gebrauch machen wird, das Recht, mit warmem Herzen und lauter Stimme zu verlangen, daß man sie wieder mit Preußen vereinige.

Hannover als Landeshauptstadt lag, kann man sagen, im Gegensatz zu Berlin, den Ostfriesen theils zu nahe und theils zu fern; das Land Hannover, im Gegensatz zu Preußen, war ihnen entweder zu klein oder zu groß. Zu nahe lag ihnen die Residenz, als daß sie sich ihr gegenüber in dem alten provincialen Still- und Sonderleben, wie man es von den Vätern her hinter den vom Reiche trennenden Mooren und Heiden gewohnt war, hätten ungestört behaupten können; und doch wieder nicht nahe genug, insofern es sich darum

handelte, für die Verkehrsbedürfnisse der abgeschiedenen Provinz aus klar erkannter Interessengemeinschaft zu rechter Zeit das Nöthige zu thun. Das Land war zu groß, um nicht verschiedenartige, einander häufig widersprechende Interessen zu beherbergen, unter denen diejenigen Ostfrieslands der Regel nach allein stehen und folglich zurückgesetzt werden mußten. Es war aber wiederum nicht groß genug, um überhaupt keinerlei Provinzialinteressen ein Uebergewicht zuzugestehen, und alle in ihm verbundenen Theile großartig zu fördern, mächtig zu beschützen.

Die Ostfriesen haben lange Zeit in ihrer Masse ein ganz naturwüchsiges, aus Mangel an wohlthuernder Berührung entspringendes Mißtrauen gegen alles Fremde gehegt; das „Reich“ lag jenseits ihrer Grenze. Wo sich diese Empfindung ohne weitere Berechtigung auf gemeinschaftliche öffentliche Verhältnisse übertrug, da mochte man es den übrigen Hannoveranern nicht verargen, wenn sie ihre ostfriesischen Mitbürger zum Nachtheil der gemeinen Sache in Staatsangelegenheiten spröde und unfruchtbar fanden, zähe in der bloßen Abwehr, aber unergiebig für jede positive und praktisch schöpferische Politik. Aber es wäre falsch, auf diese historisch und geographisch begründete Anlage des Volkscharakters ihre ganze Abneigung gegen die staatliche Zusammengehörigkeit mit den Hannoveranern zurückzuführen. Provinziale Selbstgenügsamkeit läßt sich allemal leichter und lieber aussaugen von einem großen als von einem kleinen Staatsverband. Der Staat Hannover konnte Leuten, die sich noch erinnerten dem Staate Friedrichs des Großen angehört zu haben, unmöglich jemals imponiren, am wenigsten aber, seitdem der letzte der Welfen diesen Staat durch seine unsterblichen Reden fast zu einer Pösse heruntersetzte.

Als hannoversche Provinz hat sich Ostfriesland unter den übrigen von jeher benachtheiligt gefühlt. Man ist dort am spätesten verhältnißmäßig mit Chausseen, am spätesten mit einer Eisenbahn bedacht worden. Der Eisenbahntarif nimmt auf die Bedürfnisse des ostfriesischen Handels keine Rücksicht. Die Häfen Emden und Leer werden vernachlässigt, während an Harburg und Geestemünde Millionen verschwendet worden sind, die doch nur Hamburg und Bremen zu Gute kommen, denen die Welfenpolitik sich eingebildet hat die Federn damit auszurupfen. Charakteristisch in jedem Sinne, ein Miniaturbild der hannoverschen Zustände unter dem König Georg ist besonders die Geschichte der emdner Schleuse, an welche sich die berühmte königliche Drohung knüpfte, ihren Bau von dem Abfall der emdener Bürger vom Nationalverein abhängig machen zu wollen. Holländische Unternehmer hatten sich erboten sie umsonst herzustellen, wenn man ihnen das dabei einzudeckende Land auf fünfzehn Jahre zu beliebiger Benutzung überlasse. Man wies sie ab, und mit ihnen die überlegene Wasserbaukunst der Holländer. Hannoverische Techniker bauten die Schleuse theurer und schlechter; die Stadt Emden mußte sich in Schulden stürzen, um von den Kosten des

Schleusenbau und der Eindeichung den größten Theil zu übernehmen; der Staat bekam für 80,000 Thlr. Auslagen ein Stück neu eingedeichten Landes, den sogenannten Königspolder, der 14,000 Thlr. jährlich einbringt, und den sich die Krone dann bei der verüchtigten Ausscheidung des Kronquats zugelegt und dem Lande für 8,000 Thlr. jährlich angerechnet hat. Kein Handel ist je dem gewinnenden Theile moralisch schlechter bekommen, denn in dem Gefühl, welches diese ganze Transaction an Ort und Stelle hinterlassen hat, mischen sich Haß und Verachtung zu gleichen Theilen.

Was sonst auch an den Erwartungen übertrieben sein mag, welche die Ostfriesen an die Wiederkehr der preussischen Herrschaft knüpfen, in der einen werden sie sich nicht täuschen, daß der Staat Preußen seine großen Mittel bereitwillig anbietet wird, um ihre Verkehrsbeziehungen nach allen Richtungen hin kräftig und zweckmäßig zu entwickeln. Preussische Landestheile bilden ja das Hinterland, dem die gesteigerte Fähigkeit der Emshäfen, mit Holland oder den Hansestädten zu concurriren, gleich ihnen selbst zu Gute kommen muß. Namentlich den holländischen Häfen werden Emden und Leer dann mit noch größerem Erfolg als bisher das reiche Absatzgebiet Westfalens streitig machen. Als nächste Meerzspforte der Industriekreise zwischen Lippe, Ruhr und Wupper geht Ostfriesland ohne allen Zweifel einer gesegneten Zukunft entgegen.

Wie der Handel, so schreitet auch das Rechtsleben Ostfrieslands nach Einverleibung in Preußen. Bekanntlich gilt dort das preussische Landrecht noch; seit 1815 fehlt aber jede Fortbildung des Rechts, da die von Hannover aus dem Lande gesetzten Richter gewöhnlich keinen heißeren Wunsch haben, als baldigst in die alten Provinzen zurückzukehren, folglich auch kaum hinlängliche Lust verspüren, sich mit dem Gesetzbuch, geschweige mit der wissenschaftlichen Fortbildung des Landrechts bekannt zu machen. In solchen Verhältnissen kann die Rechtspflege nicht gedeihen; sie zu bessern, giebt es schlechterdings kein anderes Mittel als das oben angeführte.

Es ist nach alledem kein Wunder, wenn Ostfriesland heute durch und durch preussisch gesinnt ist, sich selbst durch die künstlich genährten Schrecken der Steuererhöhung und der allgemeinen Wehrpflicht von dem Wunsche unmittelsbarer Einverleibung nicht abbringen läßt. Eine Ausnahme macht höchstens die Beamtenstadt Aurich, in der es aber ebenfalls an entschiedenen Annexionisten nicht fehlt. Man hält es für sicher, daß Preußen im Friedensschluß unter allen Umständen auf der Rückverwerbung Ostfrieslands bestehen wird; in dieser frohen Zuversicht werden nächstens unzweideutige Kundgebungen der Wünsche des Volks erfolgen. Das übrige Hannover steht dann vor der Wahl, mit verringertem Umfang gleiche oder noch größere Lasten zu tragen wie bisher, oder aber ebenfalls einer Verschmelzung mit Preußen zuzustimmen, die es zu einem vollberechtigten Bestandtheil eines der ersten und hoffnungsvollsten Staaten der Erde macht.

Kurze Nachrichten.

Verschiedenheit des militärischen Anstandsgefühls. Einige Tage nach der Schlacht bei Königgrätz wurde von den Preußen ein großes Felleisen der kaiserlichen Feldpost aufgefangen, welches Briefe der österreichischen und sächsischen Offiziere und Soldaten über die Schlacht enthielt. Die Briefe wurden selbstverständlich aus Rücksichten des Dienstes im preussischen Hauptquartier geöffnet. Der officielle Bericht der Preußen theilt die Thatsache lakonisch mit und fügt hinzu, ob-